

# An der Oberfläche ist das Meer ruhig

Literarische Portraits

Nora Maey



Maturarbeit  
2022/23

Louise	5
Ina	8
Matthias	10
Maria	12
Robin	14
Lola	17
Amaya	19
Frederik	21
Leandro	24
Antonia	26



## Louise

Das erste Mal, als Louise das Meer gesehen hat, war sie fünf Jahre alt. Mit ihrer Familie im Urlaub auf Rügen. Auf dem Bild, das sie von dieser Zeit hat, sieht das Meer grau und stürmisch aus. Der Himmel ist voller dunkler Wolken und der Strand, an dem Louise steht, scheint menschenleer zu sein. Sie trägt auf dem Bild einen dunkelvioletten Pullover und hellblaue Leggings. Von der vielen Sonne ist ihre Haut braun gebrannt und die Haare voller hellblonder Strähnen. Der Person, die das Foto macht, hat sie den Rücken zugekehrt und sie schaut aufs Meer hinaus. Louise hat keine Erinnerungen mehr an diesen Urlaub, jedoch liebt sie es, das Bild von damals anzusehen und ist fest davon überzeugt, dass das der beste Urlaub war, den sie je erlebt hat. Vielleicht hat das auch damit zu tun, dass es das letzte Mal gewesen war, dass Louise mit ihrer Familie in den Urlaub gefahren ist. Louises Eltern schienen gemerkt zu haben, dass ihnen Urlaub ohne Kinder eigentlich viel mehr Spass machte. Deshalb schickten sie Louise und ihren Bruder Johann fortan jedes Jahr zu den Grosseltern nach Koblenz und fuhren nur zu zweit los. Louise fragt sich oft, was sie und Johann falsch gemacht haben, dass ihre Eltern die beiden nicht mehr dabei haben wollten. Beim blossen Gedanken an die Ferien bei ihren Grosseltern kriegt sie ein unangenehmes Kribbeln im ganzen Körper. Diese wohnten in einem sehr grossen und sehr alten Haus etwas ausserhalb von Koblenz. Das Haus war jedoch nicht alt auf eine romantische Art und Weise, im Gegenteil: Es war alt und schmutzdelig – vollgestopft mit alten Gegenständen, die längst niemand mehr brauchte, jedoch von den Grosseltern aus Faulheit nicht entsorgt wurden.

Louises Grosseltern hielten sich praktisch ausschliesslich im kleinen Wohnzimmer im Erdgeschoss auf, weshalb dies im Winter auch der einzige geheizte Raum war. Das restliche Haus, inklusive Louises Zimmer, war eiskalt. Nicht das Haus an sich war jedoch das wirklich Schlimme an den Urlauben in Koblenz. Das wirklich Schlimme war die Stimmung, die im Haus herrschte. Die Grossmutter interessierte sich absolut nicht für ihre Enkelkinder. Sie sprach kaum mit Louise, ausser, um sie auf ein Fehlverhalten aufmerksam zu machen. Vor allem Louises Manieren waren für die Grossmutter nicht nur schlecht, sondern nicht vorhanden. Dass Louise nicht wirklich erwünscht war, war so offensichtlich, dass es sogar Johann merkte, und dem fiel sonst eigentlich nicht viel auf, was in seinem Umfeld passierte. Seine Nase steckte entweder in einem dicken Buch oder in einem Kreuzworträtsel. Letztere sammelte er fleissig und diverse Bekannte der Familie sammelten mit, damit er auch wirklich genug hatte. Fein säuberlich sortierte Johann sie dann in seinem Regal ein und löste sie, wenn er gerade ein Buch fertiggelesen und noch kein neues angefangen hatte.

Louises Grossvater erzählte immerzu Geschichten von der Jagd, die Louise ganz schrecklich fand. Einmal fragte sie ihn, ob er denn kein Mitleid mit den Tieren habe. Er lachte laut auf und erklärte ihr, das verstehe sie nicht, weil sie ein verwöhntes Mädchen sei, das noch nie für ihr eigenes Essen sorgen müssen und dass er sie nächstes Mal mit auf die Jagd nehme und sie dann schon sehen würde, wie wenig Mitleid er habe. Das machte Louise grosse Angst, denn wenn sie etwas nicht wollte, dann war es mit ihrem Grossvater auf die Jagd zu gehen.

Dreimal im Jahr musste Louise für zwei Wochen nach Koblenz. Bereits eine Woche vor ihrer Abreise wurde ihr übel, am Tag der Abfahrt hatte sie immer einen unangenehmen Knoten im Hals. Während der Autofahrt konnte sie die Tränen kaum zurückhalten, und in ihrem Zimmer

in Koblenz konnte sie jeden Abend nicht einschlafen, weil sie sich so einsam und verlassen fühlte.

Der Dachboden war der einzige Ort, an dem Louise bei den Grosseltern ihre Ruhe hatte. Dieser war zwar noch vollgestopft und staubiger als der Rest des Hauses, aber dafür war Louise dort ungestört. Und wenn sie sich von der Treppe aus einen Weg durch das Gerümpel bis ganz ans andere Ende des grossen Raumes bahnte, kam sie zu einem alten, etwas schiefen Wandschrank. Als Louise die ersten Jahre auf den Dachboden kam, musste sie auf die Zehenspitzen stehen und sich strecken, um die Türe öffnen zu können. Doch die Mühe lohnte sich: Im Schrank waren drei riesige Kartonkisten, vollgestopft mit Hüten. Riesengrosse Hüte, die mit Federn geschmückt waren, kleinere Hüte in den unterschiedlichsten Farben und Formen und elegante Zylinder, die samtig glänzten und Louise besonders gut gefielen. Sie wurde förmlich von ihnen angezogen.

Louise ist auf dem Weg auf diesen Dachboden, als ihr das Bild von ihr am Meer in die Hände fällt. Es ragt aus einem vollgestopften Bücherregal im Flur vor der Treppe, die zum Dachboden führt. Sie kann sich während mehreren Minuten nicht mehr davon losreissen. Beim Betrachten des Bildes fühlt sie sich ruhiger als vor ungefähr einer Stunde, als sie das Haus betreten hat.

Louises Grossvater ist vor einer Woche gestorben. Ihre Grossmutter lebt schon seit fünf Jahren nicht mehr. Das Haus ist neben sehr mageren Ersparnissen das Einzige, was die Grosseltern der Nachwelt hinterlassen haben. Da Louises Eltern vor mehreren Jahren nach Island gezogen sind und seitdem kaum erreichbar sind und Johann mitten in seinem Studium ist, muss sich Louise darum kümmern. Als die Nachricht vom Tode ihres Grossvaters kam, hatte Louise gerade ihren morgendlichen Kaffee fertig getrunken und war dabei, ihre Tasse abzuspülen. Sie wusste nicht genau, wie sie mit der traurigen Nachricht umgehen sollte. Oder vielleicht wusste sie vielmehr nicht, ob sie der Tod ihres Grossvaters wirklich traurig machte. Sie hatte ihn seit ihrem letzten Urlaub in Koblenz mit 17 Jahren nicht mehr gesehen. Sie hatte mehrmals überlegt, ihn anzurufen, konnte sich jedoch nie dazu durchringen. Irgendwie war sie wütend auf ihre Grosseltern. Doch den Mut, ihre Grosseltern darauf anzusprechen, hatte sie nicht. Sie hatte auch nie den Mut, ihre Eltern zu fragen, wieso sie nicht mit ihren Kindern in den Urlaub fahren wollten.

Erst drei Wochen nach der Nachricht vom Tode ihres Grossvaters fand Louise die Zeit, zum Haus der Grosseltern zu fahren. Schliesslich konnte sie nicht einfach so bei ihrer Arbeit fehlen. Sie ist die einzige Angestellte in der kleinen Buchhandlung im Zentrum von Paderborn. Doch ihr Chef hat ihr nun ein paar Tage freigegeben, damit sie sich um das Haus kümmern kann.

Die Unordnung im Haus macht Louise nervös. Sie will schauen, ob sie auf dem Dachboden Küchenutensilien für ihre neue Wohnung findet. Sie ist erst kürzlich aus einem kleinen Zimmer in einem Wohnheim in eine eigene, richtige Wohnung gezogen. In ihrer Küche befindet sich noch nicht viel mehr als ihre Lieblingstasse und einige Teller. Neben Geschirr ist sie auf der Suche nach den Hutkisten, denn diese will sie auch mit nach Hause nehmen. Eigentlich haben für Louise Gegenstände nur selten eine emotionale Bedeutung, doch die Hüte sind für sie etwas ganz Besonderes. Sie denkt nicht, dass sie sie jemals tragen wird, denn die meisten Hüte sind zu auffällig für ihren eleganten, aber schlichten Stil. Trotzdem will sie sie behalten.

Ungefähr eine Stunde später hat sie vier volle Kisten in ihrem Auto verstaut und wartet auf das Unternehmen, das das Haus räumen und die Möbel entsorgen wird. Irgendwie hat Louise Mitleid mit dem alten Haus, als sie mit dem Auto die Einfahrt entlangfährt und noch mal einen

Blick über die Schulter zurückwirft. Es kann ja nichts dafür, dass Louise hier Urlaube verbringen musste, die sie nicht mochte, bei Grosseltern, die sie noch weniger mochte.

Bei guter Verkehrslage wird sie Paderborn in etwas mehr als drei Stunden erreichen. Wenn sie nach Hause kommt, wird ihr Leben wieder genau gleich sein wie vorher, auch wenn das Haus nicht mehr zur Familie gehört. Louise fühlt sich besser. Sie fühlt sich, als hätte sie gerade ein Kapitel aus ihrem Leben erfolgreich aufgeräumt. Genauso, wie das Unternehmen gerade jetzt das Haus ihrer Grosseltern aufräumt. Sie erinnert sich daran, wie sie und Johann in der zum Haus gehörenden Garage früher ein Geheimversteck gebaut hatten und Essen und ihre Lieblingsbücher dorthin mitnahmen, um ungestört lesen zu können. Manchmal hätte Louise auch jetzt gerne ein Geheimversteck. Einen kleinen Ort, wo sie sich vor allen verstecken könnte. Vor ihrer Arbeit, vor sozialen Verpflichtungen. Vor allem aber vor ihrem ständigen Gefühl, für alles verantwortlich zu sein.

Wenn es niemand sonst macht, dann macht es Louise. Das war schon immer so. Wenn im Kindergarten alle nach dem Spielen wegliefen, so räumte Louise halt alleine auf, wollte kein Kind in der Schule das Altpapier rausbringen, meldete sich Louise freiwillig, wollte ihr Johann nach dem Essen nicht helfen, den Tisch abzuräumen, machte es Louise einfach alleine. In ihrer Familie wurde es ab einem gewissen Punkt zur Gewohnheit, dass man Aufgaben, hatte man für diese keine Zeit oder Lust, einfach Louise überliess. «Louise wird das schon machen», schien der allgemeine Konsens im alltäglichen Leben zu sein. Als der Grossvater gestorben ist, bekam Louise von ihren Eltern eine Textnachricht, dass sich ja jemand ums Haus kümmern müsse. Es wurde zwar nicht ausgesprochen, aber es war allen klar, dass dieser «jemand» Louise sein würde.

Erst als sie sich mehrere Kilometer vom Haus entfernt hat, entspannt sich Louise ganz. Sie summt leise mit der Musik aus dem Radio mit. Es fühlt sich gut an zu wissen, dass sie das Haus ihrer Grosseltern immer weiter hinter sich zurücklässt. Es fühlt sich gut an und Louise weiss in diesem Augenblick mit Sicherheit, dass sie nie wieder dorthin zurückkehren wird. Sie wirft einen Blick auf den Beifahrersitz und sieht das Bild von ihrem fünfjährigen Ich am Meer.

Als Louise das Meer vier Monate später zum zweiten Mal sieht, ist sie siebenundzwanzig. Anders als vor zweiundzwanzig Jahren ist das Meer an diesem Tag an der Oberfläche ruhig. Es ist kaum eine Wolke am Himmel zu sehen und das Meer liegt still und friedlich da. Louise hat sich in diesen Jahren kaum verändert. Klar, sie ist älter geworden und das sieht man auch. Doch ihre blonden Haare sind noch gleich dünn und zerzaust, sie ist noch gleich hager und ihr Gesicht ist noch immer ungleichmässig mit Sommersprossen übersät. Heute trägt Louise einen Hut ihrer Grossmutter. Es ist einer der grössten und auffälligsten aus der Hutkiste. Sie fühlt sich ein bisschen wie eine berühmte Schauspielerin, die auf diese Weise hofft, unerkannt zu bleiben. Mit diesem angenehmen Gefühl der Unsichtbarkeit setzt sich Louise auf einen grossen Felsen am Strand und beobachtet die kleinen Wellen, die in unregelmässigen Abständen an den Strand rauschen.

## Ina

Ina schreibt ihrer Kindheitsfreundin in Kaulitz regelmässig Briefe, in denen sie von ihrem neuen Leben in Hamburg erzählt. Sie schreibt von der Grossstadt, darüber, wie aufregend hier alles ist, wie viele neue Freunde und Freundinnen sie schon kennengelernt hat und wie wohl sie sich in der neuen Umgebung fühlt. Sie hat wirklich Spass daran, diese Briefe zu schreiben, Spass daran, sich ihr Leben in Hamburg vorzustellen. Es ist nicht gelogen, dass Inas Familie nach Hamburg gezogen ist, sie sind jedoch ohne Ina gegangen. Keiner Person aus ihrem Heimatdorf hat Ina das je erzählt. Sie kann es nicht aussprechen. Sonst wird es zu real.

Ina ist, seit sie acht Jahre alt ist, in der Klinik. Diagnose: Psychotische Depression. Der Grund, wieso sie in dieser Klinik an der Nordsee fest sitzt und nicht im so nahen Meer baden kann.

Den ganzen Tag versucht Ina, sich mit Menschen zu umgeben. Sie sitzt immer am grössten Tisch im Speisesaal, nimmt an allen von der Klinik organisierten Aktivitäten teil. Sie macht alles, um nicht alleine sein zu müssen. Wenn sie mit anderen Personen ist, fühlt sich Ina lebendig. Sie hat Spass, ist unbeschwert und kann mindestens einen kleinen Teil des Lebens leben, das sie sich jeden Tag so sehr wünscht. Dann, wie aus dem Nichts, spürt sie die Blicke der anderen auf sich. Feindselige Blicke. Abwertende Blicke. Blicke, die nicht wollen, dass Ina hier ist. Ihr Banknachbar rutscht angeekelt mit seinem Stuhl weiter von ihr weg. Die Mädchen gegenüber von ihr tuscheln, lachen und schauen immer wieder zu ihr rüber. Alle lachen. Alle lachen Ina aus.

Ina flüchtet sich in ihre Gedanken, flüchtet in ihr Leben in Hamburg, das sie so gerne leben würde. So gerne würde sie dort leben, jeden Tag neue Menschen kennenlernen und wann immer möglich am Strand sitzen und auf die Wellen schauen. Sie würde so gerne in einer Fischbude am Hafen arbeiten, damit sie viel mit anderen sprechen und den ganzen Tag in der Nähe des Meeres sein könnte. Doch dann, wenn es Abend wird und alle langsam in ihr Zimmer gehen und Ina alleine auf ihrem Bett sitzt, wird sie auf einen Schlag wieder von der Realität eingeholt. Alles wird wieder so real, dass es weh tut. Sie fühlt sich, als würde sie am Abgrund eines tiefen, schwarzen Lochs stehen und kann sich nicht entscheiden, ob sie sich von der Dunkelheit verschlucken lassen oder so schnell wie möglich weglaufen soll.

Obwohl Ina schon seit vielen Jahren im gleichen Zimmer lebt, befinden sich kaum persönliche Gegenstände darin. Andere Jugendliche versuchen, sobald sie ankommen, ihr Zimmer mit möglichst vielen ihrer Dinge vollzupacken, damit sie sich wie zu Hause fühlen. Ina wollte nie zu viel aufstellen und dekorieren, um bei ihrer baldigen Abreise schnell gepackt zu haben. Das Zimmer soll bloss nicht so aussehen, als würde sie sich hier wohl fühlen. Sie bezieht die Bettwäsche von der Klinik und bringt sie nicht von zu Hause mit, sie hat keinen der beiden Wandschränke eingeräumt, sondern verstaut ihre frischgewaschene Kleidung immer in ihrem Koffer, die Wände sind, bis auf ein einziges Foto neben der Tür, leer.

Auf dem Foto sieht man Ina beim Streichen des Eingangstors zur Klinik. Sie ist von Kopf bis Fuss voller türkiser Farbe und lächelt freundlich in die Kamera. Neben ihr auf dem Foto sitzt ein um einiges jüngerer Junge auf dem Boden; er scheint mit dem Öffnen einer weiteren Farbdose beschäftigt zu sein. Ina kann sich noch gut an diesen Tag erinnern, sie hat mit Frederik den ganzen Zaun um die Klinik gestrichen. Eigentlich sollte das Tor weiss werden, doch sie hatte heimlich beim Einkaufen türkise Farbe gekauft und es in dieser Farbe gestrichen. Türkis war Frederiks Lieblingsfarbe. Er war nur für ein halbes Jahr in der Klinik gewesen, doch in dieser Zeit hat Ina ihn in ihr Herz geschlossen wie noch nie eine Person. Am Anfang holte sie

ihn nur zu sich an den Tisch, weil er ihr leidtat. Er sah so einsam aus, wie er am ersten Tag mit seinem kleinen Koffer ankam und den ganzen Tag verloren und alleine auf der Treppe vor der Eingangstür sass, dass sie ihn fragte, ob er neben ihr sitzen wolle. Ab diesem Tag ist er ihr nicht mehr von der Seite gewichen. Ina hat das nicht gestört. Im Gegenteil, sie genoss es, mit ihm zu sprechen, obwohl meistens nur sie sprach. Er hörte aufmerksam zu, nickte, lachte. Immer im richtigen Moment und mit der richtigen Intensität. Frederik schaute sie bewundernd an, machte ihr alles nach und stellte nie falsche Fragen. Ina hatte sich zuvor noch nie überlegt, ob es an ihr etwas Bewundernswertes gab, doch es fühlte sich gut an, so angesehen zu werden. Frederik verurteilte Ina nie.

Als Frederik kurz vor Weihnachten wieder von seinen Eltern abgeholt wurde, schaute Ina aus dem Fenster zu. Sie winkte ihm zu, lächelte, war aber eigentlich wütend, weil er gehen durfte und sie nicht. Sie hatte ihm das Foto von ihnen am Abend zuvor geschenkt, damit er sie in Erinnerung behalten würde. Als sie nach Frederiks Abreise in sein Zimmer schaute, lag das Foto da auf dem Nachttisch. Hat er es absichtlich liegen lassen oder hat er es einfach vergessen? Ina weiss es nicht. Sie wollte das Foto wegwerfen, doch ihr Therapeut überredete sie dazu, es zu behalten.

Ina denkt gerne an die Zeit mit Frederik zurück. Damals hatte sie das Gefühl, ihr Leben langsam wieder unter ihre Kontrolle zu bringen. Sie konnte am Abend den Boden unter ihren Füßen spüren. Sie fürchtete sich nicht mehr vor dem Alleinsein.

Heute sitzt Ina am Abend auf ihrem Stuhl und merkt, wie sich ihr Zimmer langsam mit Wasser füllt. Aus den Wänden dringen kleine Rinnsale, die zunächst schnell im Teppich versickern. Bald ist der Teppich jedoch mit Wasser durchtränkt und es beginnen sich Pfützen zu bilden. Die Pfützen verbinden sich, eine nach der anderen. Bald sieht Ina den Boden nicht mehr, nur noch Wasser, das langsam, aber stetig ansteigt. Es tropft von der Decke auf sie herab. Immer schneller, immer lauter. Sie muss von ihrem Stuhl aufstehen, muss zur Tür schwimmen, Hilfe holen. Sie schreit, ohne einen Ton von sich zu geben, strampelt, ohne sich zu bewegen. Schwimmen oder Untergehen.

Ina liegt zusammengekauert auf ihrem Bett. Sie ist nicht untergegangen. Das weiss sie, weil sie atmet. Sie möchte es jedoch nicht nur wissen – sie will es fühlen. Sie will fühlen, dass sie noch lebt. Lebendig sein. Irgendwie, auch wenn es weh tut, auch wenn es blutig ist. Lieber will sie Schmerzen fühlen als gar nichts. Ina ist noch nicht bereit, nichts mehr zu fühlen.



## Matthias

Jeden Morgen versucht Matthias, seine Laufstrecke um einige Sekunden schneller zu absolvieren als am Tag zuvor. Wenn er an einem Tag langsamer ist, wird er wütend. Er wird wütend auf sich selbst und läuft die gleiche Strecke zur Strafe noch einmal. Die letzten zweihundert Meter der Strecke führen durch die Häusersiedlung, in der Matthias und seine Familie seit fünf Jahren wohnen. Diesen Teil geht er stets im Schrittempo, so dass er mit gewissen Personen, die auch in der Siedlung wohnen, ein paar Worte wechseln kann. Er ruft einem Mann, der in der Nummer vierunddreissig wohnt, zu, dass sein Auto heute besonders schön glänzt, macht der Poolarbeiterin der Nummer neunundzwanzig ein Kompliment für ihre neue Frisur und lädt den Mann, der neu mit seiner Familie in die Siedlung gezogen ist, ganz nonchalant am Wochenende zum Grillen ein. Matthias mag diese kleinen Gespräche, die spontanen Begegnungen. Sein Triumphmarsch durch die Wohnsiedlung.

Am Schluss des morgendlichen Laufes bleibt er immer für einen Moment vor dem Tor zu seinem Garten stehen und betrachtet sein Haus und den Garten. Eigentlich sind alle Häuser in der Siedlung gleich überdimensional gross, alle Gärten sind perfekt gepflegt und auf allen Grundstücken glitzert der Pool in dem gleichen, strahlenden Hellblau. Doch Matthias weiss, dass sich die Häuser doch in gewissen Dingen unterscheiden: Der englische Rasen vor seinem Haus mit der Nummer fünfundvierzig ist der am akkuratesten geschnittene von allen, sein Auto ist noch etwas grösser als die anderen und die Kieselsteine seiner Einfahrt strahlen weisser und intensiver als die der anderen Einfahrten. Voller Stolz geniesst er für einen Augenblick diesen Moment, bevor er das Haus betritt. Er fragt sich, ob auch die anderen Menschen aus der Siedlung diese kleinen Unterschiede bemerken.

Matthias kommt nie zur Ruhe, ist immer unterwegs, und wenn er mal zu Hause ist, beschäftigt er sich mit Gartenarbeit oder macht Sport. Er kann keine Pause machen, zu sehr hat er Angst vor der Einsamkeit. Die Einsamkeit, die er in jeder Faser seines Körpers spürt, die Einsamkeit, die hinter jeder Ecke lauert, sobald Matthias auch nur einen Moment innehält.

Früher hatte Matthias immer das Gefühl, bei anderen Menschen nicht besonders gut anzukommen. Die Kinder in der Schule schienen ihn nie wirklich zu verstehen, lachten, wenn er *coole* Dinge tat, um dazuzugehören. Seine Eltern sagten oft zu ihren Freunden und Freundinnen, ihr Sohn sei nun mal merkwürdig. Im Tennisverein fand er keinen Partner, der gegen ihn spielen wollte. Er fühlte sich ungeliebt, weinte darüber, ohne dass je jemand kam, um ihn zu trösten. Anfangs war er ratlos, wusste nicht, wieso ihn andere nicht zu mögen schienen, doch mit der Zeit wurde ihm immer klarer, wieso dies so war: Er war nicht liebenswürdig. Er war nicht schön, nicht charmant, nicht intelligent genug. Und je mehr dieser Gründe er fand, desto weniger mochte er sich selbst, desto mehr hatte er das Gefühl, dass ihn die anderen vielleicht zu Recht nicht gernhatten.

Andere Menschen mochten ihn wegen Dingen nicht, über die er keinerlei Kontrolle hatte. Also beschloss er während seines Studiums, den Menschen etwas zu geben, was sie an ihm mögen konnten. Erfolg, Reichtum, Einfluss schienen ihm gute Attribute zu sein. Erfolg, dachte er, kann man sich erarbeiten. Er begann, alles diesem Ziel unterzuordnen. Er wollte nicht mehr darauf angewiesen sein, dass sich andere entscheiden mussten, sich mit ihm abzugeben. Er wollte sich in die Position kämpfen, in der er bestimmen konnte, wem er auch nur einen Moment seiner kostbaren Zeit schenken wollte. Er wollte begehrt und nicht abgewiesen werden.

Es ist ihm gelungen. Er hat sein Leben bis ins kleinste Detail perfektioniert: Wenn er abends sein Auto einparkt, braucht er nur einen Versuch und alle vier Reifen sind makellos ausgerichtet. Nach nur drei Jahren in der Firma ist er zum CEO derselben aufgestiegen. Er hat die Frau geheiratet, für die er schon in seiner Schulzeit geschwärmt hatte. Alles in seinem Leben hat er fest unter Kontrolle. Matthias wird mittlerweile überhäuft mit Freundschaftsangeboten, Zuspruch und Bewunderung. Und es fühlt sich so gut an. Jede Anerkennung, jeden Erfolg saugt er auf wie ein ausgetrockneter Schwamm. Er ist ein Schwamm, der unendlich Wasser aufnehmen kann, nein, der unendlich Wasser aufnehmen muss. Matthias braucht mehr, koste es, was es wolle.

## Maria

Maria hat ihre Heimat noch nie verlassen. Sie ist vor achtundsechzig Jahren in Nijnsel, einem kleinen Dorf in den Niederlanden, geboren und hat sich ihr ganzes Leben lang nicht weiter als zwanzig Kilometer von diesem entfernt. Nijnsel ist ein ganz normales Dorf. Weder besonders schön noch besonders hässlich. Viele Kühe, Schafe, ungefähr zweitausend Einwohnerinnen und Einwohner. Noch nie hatte Maria das Verlangen, mehr zu sehen. Sie dachte immer, in Nijnsel habe sie ja alles, was sie brauche. Ihre Familie, ihren Ehemann, ihre Freundinnen, mit denen sie jeden Donnerstagabend in der kleinen Bar Billard spielte, und ihren Kater Tijgertje, der ihr in der Wohnung Gesellschaft leistete. Maria brauchte nie mehr.

Seit zwei Jahren war sie nun in Rente. Seit zwei Jahren fühlte sie sich in Nijnsel nicht mehr wirklich wohl. Sie fühlte sich eingeeengt, hatte das Gefühl, durch die Grenzen dieses Dorfes limitiert zu sein. Ihrem Mann Sem schien das alles nichts auszumachen. Er lebte sein Leben genauso weiter wie vor der Pensionierung. Maria dachte immer, für sie werde es ebenfalls so leicht gehen. Sie dachte, sie würde weiter mit ihrem Leben zufrieden sein. Doch plötzlich hatte sie so viel Zeit für sich. Zeit zum Nachdenken. Und seit sie so viel nachdachte, bemerkte sie dieses kleine Ziehen in ihrem Bauch. Sie musste ganz still sein und sich wirklich auf sich selbst fokussieren, um es zu spüren. Doch dann konnte sie es nicht mehr leugnen. Maria wollte hier weg. Sie wollte wissen, was es ausserhalb von Nijnsel alles zu sehen gab. Sie kannte hier jedes Haus, jede Strasse, jedes Gesicht. Nie hatte sie das gestört, doch auf einmal war es so ermüdend, so einschränkend. Immer die gleichen Häuser sehen, immer den gleichen Menschen begegnen. Sie hatte nicht vor, für immer wegzugehen, Nijnsel war das einzige zu Hause, das sie kannte. Aber sie wollte auch nicht dableiben. Sie wollte Neues sehen. Und sie wollte von anderen gesehen werden.

In ihrem Schlafzimmer stand ein riesiger Wandschrank voller auffälliger Kleidung. Öffnete man ihn, glitzerte es nur so hinaus. Maria wurde förmlich von einzigartigen Klamotten angezogen. Es gab in Nijnsel ein kleines Kleidergeschäft, das ihren Stil genau traf. Jede Woche statete Maria dem Geschäft einen Besuch ab und fand jedes Mal ein kleines Kunstwerk, das sie so noch nicht besass. Sie gab gerne Geld aus für Kleidung, obwohl sie sonst eher sparsam lebte. Gleich nachdem sie ihren Schulabschluss gemacht hatte, fing sie an, in der kleinen Schneiderei am Rand des Dorfes zu arbeiten. Sie sass den ganzen Tag in einem kleinen Zimmer vor ihrer Nähmaschine, kürzte, besserte aus, flickte. Es machte ihr Spass, sich zu den verschiedenen Kleidungsstücken die passende Person auszudenken. Sie überlegte, wo die Person wohl wohnen mochte, was ihre Vorlieben sein könnten und zu welchem Anlass sie dieses Teil tragen würde. Sie konnte ihrer Fantasie freien Lauf lassen, denn die Kundschaft sah sie nie – ihre Chefin Lieke nahm die Aufträge in einem anderen Zimmer entgegen. Es hatte sie nie gestört, alleine in diesem Zimmer zu sitzen. Doch jetzt konnte sie es sich nicht mehr vorstellen. Sie wollte ihre Kleidung allen zeigen. Sie wollte sich der Welt zeigen.

Am Tag vor ihrer Abreise schrieb Maria eine Liste mit Dingen, die sie während ihrer ersten Auslandsreise unbedingt machen wollte. Sie wollte in der Altstadt bummeln, dort in kleinen Boutiquen Kleidung kaufen. Sie wollte eine richtige Touristin sein, mit Stadttouren und geführten Museumsbesuchen. Sie wollte gerne mit Einheimischen ins Gespräch kommen, hatte jedoch keine Ahnung, wie sie das anstellen sollte. Sie wusste nicht, wie man neue Menschen kennenlernt, wie man sie anspricht, mit ihnen ins Gespräch kommt. Maria hatte schon seit einer

gefühlten Ewigkeit keine neue Bekanntschaft mehr gemacht. Es waren zwar immer mal wieder neue Menschen nach Nijnsel gekommen, doch sie hatte nie die Notwendigkeit gesehen, neue Kontakte zu knüpfen. Sie hatte immer gedacht, all die Menschen, die sie in ihrem Leben hatte, genügten ihr.

Der Flug nach Frankreich war billig. Von Eindhoven nach Antibes. Maria hatte Angst – Flugangst, glaubte sie. Oder Angst vor dem Fremden, wissen konnte sie es nicht. Sie hatte einen extra grossen Koffer dabei und extra wenig eingepackt. Schliesslich hatte sie nun zwei Wochen Zeit, um wundervolle neue Kleidung zu kaufen. Sie reiste alleine. Sem sah keinen Grund, sie zu begleiten. Er verstand es nicht, schien Maria irgendwie für ihre plötzliche Abenteuerlust zu belächeln. Er warnte Maria mehrmals, wie gefährlich Frankreich doch sei, vor allem der Süden. Er beklagte sich, dass er nun zwei Wochen alleine auf das grosse Haus und den Garten aufpassen müsse. Er gab zu bedenken, Maria spreche doch weder Französisch noch Englisch und werde sich deshalb nicht verständigen können. Maria liess sich nicht von ihren Plänen abbringen. Um ihn zu beruhigen, versprach sie, am Flughafen ein französisches Wörterbuch zu kaufen.

Nun ist Maria seit fünf Wochen in Antibes. Sie hat ihren Rückflug storniert, kann es sich momentan nicht vorstellen, nach Nijnsel zurückzukehren. Sie hat ein kleines Zimmer bei einer netten, einheimischen Familie gemietet, kommt aber eigentlich nur zum Schlafen in ihr Zimmer und ist sonst den ganzen Tag unterwegs, entdeckt neue Dinge, lernt neue Menschen kennen.

Am Anfang war Maria eine richtige Touristin: Sie war im Picasso Museum, hat am Strand frischen Fisch gegessen und eine Stadtführung gemacht. Sie hat sich tatsächlich noch am Flughafen ein französisches Wörterbuch gekauft und lernt daraus fleissig Wörter. Sie geht fast jeden Tag baden. Doch mittlerweile fühlt sie sich nicht mehr wie eine Touristin. Am Abend isst sie nicht mehr in einem schönen Restaurant, sondern setzt sich zu den Einheimischen vor einen Kiosk im Stadtzentrum. Sie trinkt, isst und raucht mit ihnen. Niemand scheint es zu stören, dass Maria sich zu ihnen gesellt, es scheint einigen nicht einmal gross aufgefallen zu sein. Sie versteht meist nur wenig von dem, was die Einheimischen erzählen. Es stört sie jedoch nicht. Selten versucht sie, in einem holprigen Französisch etwas zum Gespräch beizutragen, sonst ist sie still. Sie mag es, den Menschen einfach zuzuhören. Ihren Stimmen zu lauschen, die Begeisterung in ihren Augen zu sehen, wenn sie von etwas besonders Schöner erzählen. Jeden Tag sitzt Maria für einige Stunden einfach an der Strandpromenade und schaut den Menschen zu. Sie ist fasziniert davon, dass jede einzelne Person, die sie da sieht, ihr eigenes Leben lebt mit eigenen Problemen, Freuden und Träumen.

Erst seit Maria von zu Hause weg ist, ist ihr bewusst geworden, dass das auch auf sie selbst zutrifft – sie ist nicht ausschliesslich ein winziger Teil einer kleinen Dorfgemeinschaft. Sie lebt ihr eigenes Leben. Hier in Antibes ist sie nicht *die Frau von Sem* oder *die Näherin bei Lieke*. Sie ist für diese Menschen hier ein unbeschriebenes Blatt, eine eigenständige Person, die ihre eigene Geschichte zu erzählen hat, ihre eigenen und neuen Erfahrungen machen kann.

An diesem Abend schreibt sie Sem eine Postkarte:

*Lieber Sem*

*Es gefällt mir sehr gut hier in Antibes. Ich komme vorläufig nicht nach Hause. Mach dir bitte keine Sorgen und vergiss nicht, Tjgertje seine Medikamente einmal in der Woche zu geben.*

*Sei gedrückt*

*Maria*

## Robin

Robin mag den Sommer nicht. Nein, er mag ihn nicht nur nicht, er hasst ihn. Wenn der Frühling langsam zu Ende geht und die Temperaturen steigen, dann weiss Robin: Jetzt ist die Zeit des ewigen Schwitzens, der starken Kopfschmerzen und der nie enden wollenden Tage nicht mehr weit. Im Sommer haben alle Spass. Alle strömen nur so in die Aussenanlagen Kölns, freuen sich und wollen die Sonne geniessen, während Robin immer und überall ein schattiges Plätzchen sucht, wo er darauf hofft, sich etwas runterkühlen zu können.

Nach einer unruhigen Nacht wacht Robin am Morgen auf. Eine halbe Stunde später steht er draussen an der Bushaltestelle. Vierundzwanzig Grad. Obwohl es erst sieben Uhr ist, haben sich schon kleine Schweisströpfchen auf Robins Stirn gebildet. Der Bus kommt, er ist überfüllt, die Klimaanlage natürlich kaputt. Viele Stimmen um Robin herum planen bereits ihren freien Nachmittag am See mit anschliessender Grillparty. Robin plant nicht, er wünscht sich zurück in seine kühle Wohnung im Erdgeschoss.

An seinem Ziel angekommen, steigt er aus dem Bus. Sechszwanzig Grad. Die vierspurige Strasse ist laut und die vorbeirasenden Autos wirbeln Staub auf, der ihm wie eine heisse, trockene Welle ins Gesicht schlägt. Er kneift seine Augen fest zusammen, kann aber nicht verhindern, dass sie vom Staub unangenehm gereizt werden.

Während er in Richtung Büro läuft, wird er wütend auf all diese Menschen, die unbedingt mit dem Auto zur Arbeit fahren müssen, schliesslich sind sie ja mit verantwortlich, dass es immer heisser wird. Er verwirft den Gedanken bald wieder, da er weiss, dass es nichts bringt, den einzelnen Personen die Schuld am Klimawandel zu geben. Vielmehr sollte er den grossen Unternehmen die Schuld geben, die keine Rücksicht auf Mensch und Umwelt nehmen, sondern nur an ihrem eigenen Profit interessiert sind. Zum Büro eines dieser grossen Unternehmen ist er selbst gerade unterwegs. Die erste Sitzung beginnt um acht Uhr, zuvor will Robin noch einen Bericht fertig schreiben.

Er fühlt sich jeden Morgen schlecht, dass er noch für diese Firma arbeitet. Die Kündigung ist fertig geschrieben und liegt bei ihm zu Hause auf dem Esstisch. Den Mut, sie abzuschicken, hat er jedoch nicht. Er hält sich nicht für einen besonders guten Angestellten und hat deshalb Angst davor, keine neue Stelle zu finden. Robin hat Zweifel daran, dass er die Kündigung jemals abschicken wird. Jeden Morgen ist er kurz davor, sie einzupacken, entscheidet sich dann aus verschiedenen vorgeschobenen Gründen doch dagegen. Heute Morgen zum Beispiel hat er sie nicht mitgenommen, da er auf dem Weg zur Bushaltestelle an keinem Briefkasten vorbeikam. Er hat dafür extra einen Umweg gemacht.

Siebenundzwanzig Grad. Robin verlässt das Sitzungszimmer um halb elf. Sogar sein Jackett ist mittlerweile leicht klamm vom vielen Schwitzen. Durch das offene Fenster hört er laute Stimmen von der Strasse her. Zwei Personen streiten sich laut. Robin schliesst das Fenster schnell, kalte Luft kommt eh nicht rein. Hitze macht gewaltbereit. Das hat er gestern in einem Artikel gelesen. Wenn Menschen von der grossen Hitze gestresst sind, seien sie unsozialer, feindseliger und reizbarer. Robin ist vor allem vom Wort «unsozialer» nicht ganz überzeugt. Vielmehr hat er das Gefühl, sobald es Sommer ist, haben die meisten Menschen ein urplötzliches Verlangen, ständig in einer sozialen Interaktion sein zu müssen. Sie hetzen von einem Treffen zum nächsten, von einer Grillparty zur anderen und weil es so schön war, gleich nochmals von vorn. Robin kann da nicht mithalten. «Aber es ist doch so schönes Wetter», schreibt sein bester Freund, wenn er ihm erklärt, dass er am Abend lieber bei sich zu Hause bleiben will und die

Party leider ohne ihn stattfinden muss. Es ist ihm zu viel. Der ganze soziale Stress macht ihn einfach nur müde und unsicher. Sein Körper ist nicht für den Sommer gemacht. Zu schwerfällig, zu lichtempfindlich.

Nach der Sitzung sitzt Robin an seinem Arbeitsplatz, lässt sich von zwei Ventilatoren Luft ins Gesicht wehen und hat seinen Blick starr auf seinen Laptop gerichtet. Er arbeitet bereits seit einer Woche an einem Bericht und gestern hat er eine E-Mail von seiner Vorgesetzten bekommen. Sie schreibt, dass sie Robins Bericht gerne Ende Monat ein erstes Mal lesen würde. Seit er die E-Mail gelesen hat, hat Robin kein Wort mehr weitergeschrieben. Er ist blockiert. Robin kennt dieses Gefühl gut und weiss, dass es aufkommt, sobald er sich Druck oder Erwartungen ausgesetzt fühlt. Seine Freunde und Freundinnen erwarten, dass Robin morgen Abend mit ihnen ans Rheinufer kommen wird, um den Beginn des Wochenendes zu feiern. Robin spürt bereits jetzt, wie sich in seinem Kopf eine Ausrede zu bilden beginnt. Zunächst fast unmerklich, lediglich ein paar Sätze. Doch Robin weiss genau, wie das weitergeht: Bis morgen Abend wird er eine perfekte Ausrede beisammenhaben, wieso er nicht zum Treffen kommen kann. Sie wird glaubwürdig sein, nicht zu detailliert, aber doch so genau erzählt, dass allen klar sein wird, dass Robin wirklich einfach nicht kommen kann, obwohl er grosse Lust hätte. Die Ausrede wird so gut sein, dass Robin sie ab einem gewissen Punkt selbst glauben wird und alle in seinem Freundeskreis sowieso. Robin kann gar nichts dagegen tun. Er ist der Ausrede praktisch ausgeliefert. Nur ganz selten schafft er es, diese für sich zu behalten, sich aufzuraffen und hinzugehen. Morgen wird keiner dieser seltenen Tage sein – das spürt Robin.

Dreissig Grad. Mittagspause. Unter praller Sonne macht sich Robin um ein Uhr auf den Weg in den Park direkt hinter seinem Büro. Dieser ist bekannt für riesige Platanen, die ihn in wunderbar angenehmen Schatten tauchen. Robin setzt sich auf eine freie Bank und beginnt das belegte Brot zu essen, das er sich von zuhause mitgenommen hat. Er überlegt sich, nach der Arbeit ins nahe gelegene Schwimmbad zu gehen. Er ist ein guter Schwimmer und geht eigentlich regelmässig am Abend ein paar Runden schwimmen, um fit zu bleiben. Doch zu dieser Jahreszeit fühlt es sich im Schwimmbad nicht mehr nach einer Abkühlung an, es gleicht eher dem Gefühl, in eine lauwarme Pfütze zu steigen. Und in den Rhein zu gehen, traut sich Robin nicht. Die Stadt Köln warnt jeden Sommer ausdrücklich vor den Gefahren des Schwimmens im Fluss. Die Strömungen seien unberechenbar und jährlich ertrinken mehrere Menschen im Rhein. Die genaue Anzahl Tote weiss Robin nicht, er will sie auch nicht wissen. Also kein Baden in den heissesten Monaten des Jahres. Dafür geht Robin in dieser Zeit öfter in den noch kühlen Morgenstunden spazieren. Oder zumindest hat er sich das vorgenommen.

Als Robin um halb drei nach einer etwas längeren Mittagspause als vorgesehen wieder zurück ins Büro kommt, sind nur noch wenige Personen an ihren Schreibtischen. Dreiunddreissig Grad. Die meisten haben wohl früher Schluss gemacht, um das schöne Wetter geniessen zu können. Robin soll es Recht sein, immerhin hat er so endlich seine Ruhe.

Als Robin das Büro um Viertel vor acht verlässt, hat die Luft draussen etwas abgekühlt. In der Ferne haben sich grosse Gewitterwolken aufgetürmt; es riecht nach Regen. Robin hat Essen beim thailändischen Restaurant in der Nähe seiner Wohnung bestellt. Er bestellt eigentlich jeden Abend Essen. Früher kochte er viel. Fast jeden Abend für sich, seine Frau und deren Schwester, die ebenfalls mit ihnen wohnte. Robin ist ein guter Koch. Er kochte abwechslungsreich, gesund und grösstenteils vegetarisch. Letzteres war vor allem seiner Schwägerin wichtig. Das Abendessen war der Moment des Zusammenkommens. Es wurde sich ausgetauscht über die Geschehnisse des Tages, über die schönen Augenblicke und die etwas weniger schönen.

Dafür kochte Robin. Für den Moment und nicht für das leckere Essen. Nun ist seine Frau weg und seine Schwägerin auch und an dem Tag, an dem seine Frau gegangen ist, hat Robin aufgehört zu Kochen. Er sieht den Sinn nicht mehr dahinter und da er es sich zurzeit leisten kann, bestellt er sich Essen. Manchmal geht er auch mit seinem besten Freund in ein Restaurant.

Die Wohnungen seines Wohnblockes haben zwar keine Balkons, dafür ist der Innenhof einigermaßen schön. Er ist liebevoll von der Gärtnerin gestaltet, es gibt einen Spielplatz und ein paar Tische. Es sind noch einige Kinder der benachbarten Familien draussen am Spielen, als sich Robin an einen der Picknickbänke setzt. Jetzt, wo es kühler ist, kann Robin endlich wieder tief durchatmen. Ihm wird nun erst bewusst, wie schwer ihm das Atmen den ganzen langen Tag über gefallen ist. Es ist befreiend zu fühlen, wie die kühler werdende Luft in seinen Körper strömt.

Der Himmel hat sich verdunkelt. Einundzwanzig Grad. Robin schreibt seiner Freundesgruppe eine Nachricht, die ihnen erklären soll, dass er morgen Abend nicht an den Rhein kommen kann. Seine Cousine, der er sehr nahesteht, fühle sich nicht gut und brauche jemanden, der sich etwas um sie kümmere. Das ist natürlich eine absolute Lüge. Nicht, dass er seiner Cousine nahesteht. Das ist die Wahrheit. Es geht ihr jedoch blendend und er hat schon länger nichts mehr von ihr gehört.

Robin fühlt sich schlecht, seinen Freunden und Freundinnen schon wieder abgesagt zu haben. Er fühlt sich wie ein schlechter Freund, der nie Zeit hat, und er hasst sich dafür, nicht über seinen eigenen Schatten springen zu können. Er hat Angst, sich immer mehr von ihnen zu entfernen, Angst, durch seine Passivität plötzlich nicht mehr dazuzugehören. Robin nimmt sich fest vor, sich zu bessern. Doch tief in seinem Inneren weiss er, dass das nicht der Fall sein wird. Er wird genauso weitermachen. So, wie er die Kündigung nie abschicken wird und er nicht wieder anfangen wird zu kochen, wird er auch nie aufhören, sich ihm unangenehmen Situationen gar nicht erst auszusetzen.

Um fünf nach neun beginnen die ersten Tropfen vom Himmel zu fallen und Robin beeilt sich, um nicht allzu nass in seiner Wohnung anzukommen. Er schaltet den Fernseher an und lässt sich von der Sportschau berieseln. Das Thermometer zeigt neunzehn Grad. Morgen sollen die Temperaturen deutlich tiefer sein. Darauf freut sich Robin. Er nimmt sich vor, morgen früh eine Stunde spazieren zu gehen und schiebt den Gedanken, dass er das sowieso nicht durchziehen wird, schnell zur Seite.

## Lola

Lolas Traum war es immer gewesen, Pianistin zu sein und als Solistin mit einem Orchester Klavierkonzerte zu geben. Das Orchester hätte noch nicht mal gross sein müssen, ein kleines hätte ihr gereicht. Es wäre ihr auch egal gewesen, wo dieses Orchester gespielt hätte. Toll wäre es natürlich gewesen, auf Tour zu gehen und so neue Städte und Länder kennenzulernen. Aber Lola hätte es auch genügt, ihr ganzes restliches Leben in irgendeiner nicht ganz so schönen Stadt in einem ihr völlig fremden Land zu verbringen. Es wäre ihr egal gewesen, ihre Familie nur selten sehen zu können, kaum Zeit für etwas anderes als ihre Arbeit zu haben und mit einem kleinen Lohn auskommen zu müssen. Sie hätte es in Kauf genommen, um ihren Traumberuf ausleben zu können.

Heute ist Lola keine Pianistin. Sie hat zu wenig geübt, hat ihre Klavierstunden zu oft geschwänzt und hatte zu wenig Geduld mit sich selber. Lola kann sehr gerne Dinge, lernt diese jedoch nicht gerne. Sie wäre gerne Pianistin geworden, doch sie hatte überhaupt keine Lust, Klavierspielen zu lernen. In ihrem Kopf hatte sie ihre ganze Kindheit ein Bild vor sich, wie sie wunderschön das zweite Klavierkonzert von Beethoven vor einem Publikum spielt, das nach dem Stück begeistert aufspringt und laut Beifall klatscht. Zu ihrem Plan gehörte langes Üben, viel Arbeit und harte Konkurrenz nie dazu. Sie verbrachte viel lieber draussen bis spät in die Nacht Zeit mit ihren Freundinnen oder war mit ihrem Fahrrad im Dorf und der Umgebung unterwegs. Mit fünfzehn Jahren gab sie das Klavierspielen dann endgültig auf.

Genau dreiunddreissig Jahre später an einem windigen Herbsttag in Paris hat sich Lola wieder ein Klavier gekauft. Es ist kein so schönes, wie sie damals von ihren Eltern bekommen hatte. Das damalige Klavier war nagelneu, glänzte in einem makellosen Schwarz. Die einst braune Farbe auf dem Klavier, das Lola vor ein paar Tagen gekauft hat, ist nur noch zu erahnen. Die Tasten sind abgewetzt und eine der drei Pedalen des Klaviers ist leicht schief. Nachdem sie drei Jahre lang fast durchgearbeitet hatte, hat sie etwas Geld angespart. Sie wollte das Geld eigentlich zur Seite legen, um irgendwann damit in den Urlaub zu fliegen. Vielleicht nach Brasilien oder nach Peru. Doch als sie dieses Klavier in einem Geschäft für gebrauchte Instrumente sah, konnte sie einfach nicht widerstehen. Sie hatte sich sofort in dieses windschiefe Instrument verliebt.

Vor drei Jahren übernahm Lola mit ihrer Freundin Sandrine von ihrer gemeinsamen sehr alten Nachbarin ein Seifengeschäft. Ihre Nachbarin ass jeden Donnerstag bei Lola und Sandrine zu Abend. Und irgendwann brachte sie ihnen anstelle der üblichen Flasche Cidre einen Kaufvertrag. Sie erklärte Lola und Sandrine, dass sie zurück in den Norden Frankreichs ziehen wolle, und die beiden Frauen konnten kaum glauben, dass die alte Nachbarin ihnen deshalb ihren kleinen Laden verkaufen wollte. Und das zu einem Spottpreis, zu dem die beiden einfach unmöglich nein sagen konnten.

Und nun sitzt Lola hinter der Theke des kleinen Seifenladens im lebendigen Quartier Le Marais in Paris. Ihr Drehstuhl mit schwarzem Kunstlederbezug, der viel zu klein für sie ist, quietscht bei jeder Bewegung leicht unter ihr. Das Radio spielt im Hintergrund etwas zu fröhliche Musik, dazu klimpert das Windspiel leicht im Wind, der durch die geöffnete Ladentür hereinzieht. Ihre braunen gelockten Haare hat Lola heute Morgen in Eile zu einem wilden Dutt hochgebunden und nun fallen ihr ständig lästige Strähnen ins Gesicht. Sie versucht, sich auf die Zeitung zu konzentrieren, die aufgeschlagen vor ihr auf der Theke liegt. Aus der kleinen Bäckerei von nebenan steigt ihr der Duft von frisch gemahlenem Kaffee in die Nase. Leise schnarcht Jacques in



seinem Körbchen unter dem Tisch. Mit seinen fünfzehn Jahren ist Jacques viel zu alt, um noch am Leben zu sein, doch der kleine Hund scheint unsterblich zu sein. Er hört nicht mehr gut und läuft, wenn Lola nicht aufpasst, in Möbel rein, ansonsten kommt er gut zurecht. Lola soll es Recht sein – es wäre zu gewissen Zeiten ziemlich einsam ohne ihn im Laden.

Die Waren hat Lola schon aufgefüllt, gleich als Erstes um 8 Uhr morgens. Zufrieden wirft sie einen Blick auf das riesige Regal gleich neben dem Eingang. Es ist das Herzstück des Geschäfts: mindestens hundert verschiedene Seifensorten, schön säuberlich nach Farben geordnet. Lola kennt jede Seife, jede Duftichtung auswendig. Manchmal versucht sie, nur so aus Spass, alle aufzuzählen. Meistes gelingt es ihr. Auch all die anderen Produkte, die sie im Laden verkauft, hat sie bereits einsortiert. Alles in einer nahezu perfekten Ordnung. Und seit vorgestern steht an der hinteren Wand des Raumes ausserdem Lolas Klavier. In der Wohnung hatte es keinen Platz gehabt, so dass sie kurzerhand beschlossen haben, es mit ins Geschäft zu nehmen. Lola hat noch nicht versucht, darauf zu spielen. Sie hat Angst, keine anständige Melodie mehr zu Stande zu bringen.

Lola hat manchmal das Gefühl, einen grossen Teil ihres Lebens verschlafen zu haben. Sie studierte gleich nach der Schule in Mautaban ein spiessiges Fach und arbeitete danach viel zu lange in Paris in einer noch spiessigeren Firma als Buchhalterin. Jeder Tag sah gleich aus, so gleich, dass sie sich gar nicht mehr richtig an sie erinnert. Ihr Leben zwischen ihrem vierundzwanzigsten und fünfundvierzigsten Lebensjahr kommt ihr vor wie ein unangenehmer Traum, in dem sie sich viel zu weit entfernte, von allem, von dem sie glaubte, mache sie selbst aus.

Vor drei Jahren veränderte sich jedoch etwas. Ihr Leben ist jetzt nicht mehr spiessig. Sie arbeitet zwar viel mehr als früher, aber ihre Abende verbringt sie nicht mehr in ihrer Wohnung vor dem Rechner, sondern in einem Yogakurs, in einer Bar oder in ihrem Gemeinschaftsgarten. Lola ist so oft unterwegs, dass sie sich manchmal fragt, ob es sich überhaupt noch lohnt, die teure Miete für ihre Wohnung zu bezahlen. Sie hat mehrere Weiterbildungen gemacht, um sich in der Welt der Düfte besser zurechtzufinden. Die Ausbildung dauerte vier Monate und sie liebte es, neue Dinge zu lernen und ist stolz darauf, die Abschlussprüfung als Jahrgangsbeste bestanden zu haben. Es gibt kaum noch Tage, an denen Lola das Gefühl hat, ihr Leben nur als Zuschauerin mitzuerfolgen. Sie ist mittendrin und fühlt sich lebendiger als je zuvor.

Lola legt die Zeitung zur Seite, steht auf und geht zum Klavier. Sie öffnet unter einem lauten Quietschen die Klappe, zieht einen Gartenstuhl, der immer in der hinteren Ecke des Geschäfts steht, heran und setzt sich ans Klavier. Sie lässt ihre Finger über die abgewetzten Tasten gleiten und überlegt, was sie spielen könnte, ihr fällt jedoch nichts ein. Gerade will sie, enttäuscht von sich selbst, wieder aufstehen, besinnt sich dann jedoch – sie will erst mal mit einer Tonleiter starten.

## Amaya

Nichts macht Amaya mehr Angst als die Dunkelheit. Dunkelheit bedeutet Unsicherheit, es bedeutet, nicht zu wissen, was zwei Meter vor einem passiert und dem vollkommen ausgeliefert zu sein. Die Nacht fühlt sich an wie ein dunkler, schwerer Mantel aus Blei, der sich bedrohlich über sie legt und ihr kaum Luft zum Atmen lässt.

Amaya ist in Tokio aufgewachsen. Dort wird es nie richtig dunkel. Die Stadt schluckt die Nacht einfach so in sich hinein, verschlingt sie in einem grossen Bissen, als wäre nichts gewesen. Sie ist aufgewachsen, ohne zu wissen, wie sehr ihr die dunkle Nacht Angst macht. Das hat sie erst über sich gelernt, als sie nach ihrem Geologiestudium in die Schweiz gezogen ist. Sie hat eine Stelle in Ilanz angenommen und das Unternehmen hat ihr eine Wohnung organisiert, jedoch nicht wie erwartet in Ilanz selbst, sondern im zwanzig Kilometer entfernten Vals. In Vals gehen um elf Uhr die Strassenlaternen aus und dann wird es dunkel, und zwar so richtig.

Vals überfordert Amaya. Die Dunkelheit, die Stille, die Einsamkeit. Sieben Stunden beträgt die Zeitverschiebung zwischen der Schweiz und Japan. Jeden Abend wünscht sich Amaya diese Stunden in die japanische Zukunft, wo bereits die Sonne aufgeht. Jeden Tag verbringt sie bis spät in die Nacht Zeit vor dem hell leuchtenden Bildschirm ihres Computers und chattet mit ihren Freundinnen. Sie will immer ganz genau wissen, was sie alle gerade machen, was sie alles in Tokio verpasst hat. Je mehr Zeit sie vor dem Bildschirm verbringt, desto näher fühlt sie sich ihrem alten Leben. Das helle, bunte Licht, das ihr Computer ausstrahlt, erinnert sie an ihr zu Hause und lässt sie vergessen, wie dunkel es draussen gerade ist.

Amaya gibt alles, um vor elf Uhr abends in ihrer hell erleuchteten Wohnung zu sein und nicht in vollkommener Dunkelheit alleine durchs ganze Dorf bis zu einem der letzten Häuser gehen zu müssen. Oft muss sie in ihrer Firma Überstunden machen, doch sie nimmt immer spätestens das zweitletzte Postauto, das sie von Ilanz nach Vals bringt, und geht dann schnellstmöglich nach Hause. Das hat bis jetzt immer geklappt, doch heute steht der Bus schon seit mehr als einer Stunde wegen eines Unfalls im Stau. Draussen ist es längst stockdunkel und je länger der Bus steht, desto unruhiger wird Amaya. Als sie um kurz vor zwölf in Vals etwas unsicher aus dem Bus steigt, zittern ihre Hände.

Sie läuft schnell, den Blick auf ihr hell leuchtendes Handy gerichtet, in der Hoffnung, die Dunkelheit gar nicht zu bemerken. Sie muss nach Hause, um den Anruf ihrer besten Freundin nicht zu verpassen. Es ist so kalt, dass Amaya ihre Hände fast reflexartig in die Jackentaschen steckt. Plötzlich ist es ganz dunkel. Der Schreck lähmt sie für einen Moment. Lange genug, um wahrzunehmen, dass die Nacht, sobald sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, gar nicht komplett dunkel ist. Im Gegenteil: Der Mond ist fast voll und taucht das Tal in ein silbernes Licht. Amaya schwankt zwischen Schrecken und Faszination und kann ihren Blick nicht mehr losreissen von dem schwarzen Gewölbe. Immer mehr Sterne tauchen da auf, sie erkennt sogar einen feinen, weissen Schleier, der sich über den Himmel zieht: die Milchstrasse.

Amayas Handy vibriert – Ihre Freundin ruft an. Doch Amaya nimmt das Handy gar nicht wirklich wahr, sie ist zu beschäftigt damit, in den Himmel zu schauen. Sie benötigt für den eigentlich kurzen Weg fast eine Stunde, sie lässt sich so viel Zeit, all die Lichter in der vermeintlich stockdunklen Nacht zu suchen.

Amaya kommt so spät nach Hause wie noch nie, seit sie nicht mehr in Tokio lebt. Sie schaltet ihren Computer ein und überfliegt all die Nachrichten, die sie während der letzten Stunden erhalten hat. Sie verspürt jedoch gar keine Lust, sie alle nachzulesen. Eine Weile sitzt sie

unschlüssig auf ihrem Sessel. Dann beginnt sie geistesabwesend, ihren Freundinnen eine Nachricht zu schreiben.

Es sei hier vieles ganz anders als in Tokio. Ob sie sie nicht einmal in ihrem neuen Zuhause besuchen wollten. Sie müssten sich halt ein Hotelzimmer nehmen, weil ihre Wohnung zu klein sei. Sie würde sich über ihren Besuch sehr freuen.

## Frederik

Frederik sitzt in der Strassenbahn auf dem Weg zum Friedhof und blättert in einer Naturzeitschrift. Er ist wenig begeistert vom Inhalt der Zeitschrift, denn das Meiste weiss er bereits. Schliesslich liest er bei jeder Möglichkeit, die sich ihm ergibt, Naturzeitschriften. Beim Friseur, im Wartezimmer seines Arztes oder seiner Psychologin oder im Flugzeug auf dem Weg in den Urlaub. Er muss immer, wenn er alleine ist, in irgendeiner Zeitschrift lesen. Der Inhalt sollte ihn nicht zum Nachdenken anregen, ihn nicht verblüffen oder verstören, er sollte ihn einfach ablenken. Deshalb scheint ihm die Natur das perfekte Thema zu sein und er hat sich über die Jahre ein beachtliches Wissen über diese angeeignet.

Frederik fühlt sich beobachtet. Er kennt dieses Gefühl nur zu gut und würde er nicht gerade seine volle Konzentration dieser Zeitschrift schenken, wäre das Gefühl unerträglich. Er erlebt kaum Momente, in denen er sich nicht beobachtet fühlt, denn seine Beobachter sind wirklich überall. In jedem Gegenstand, in jeder Pflanze, in jedem Gebäude – in fast allem sieht Frederik Gesichter, die ihn immerzu anstarren. Sobald er im Wartezimmer seinen Blick von der Zeitschrift hebt, starrt er direkt in ein Schrank-Gesicht, das furchteinflössend zurückstarrt. So sind alle Gesichter, die Frederik sieht. Beängstigend, ablenkend, verstörend.

Als Kind versuchte er, mit ihnen zu sprechen, dachte, dass sie vielleicht seine Freunde sein könnten und sie dann zusammen Sachen unternehmen würden. Doch die Gesichter waren nicht nett zu ihm. Sie verurteilten Frederik für alles, was er machte – entweder mit Blicken oder mit Worten. So zeigte Frederik einmal dem Gesicht, das in seinem Nachttisch wohnte, eine Zeichnung, die er am Vormittag in der Schule gemacht hatte. Das Gesicht lachte ihn aus und sagte, die Zeichnung sei so ziemlich das Schlechteste, was je ein Mensch gemalt habe. Frederik hat das Bild danach sofort weggeworfen. Er merkte schnell, dass Nettsein bei den Gesichtern nichts bringt. Sie wollten nicht mit ihm befreundet sein, sie mochten ihn nicht und er hatte irgendwann zu viel Angst davor, weiter mit ihnen zu sprechen.

Als Frederik dreizehn war, änderte er seine Taktik. Vom Nettsein hatte er genug. Er fing an, die Gesichter genauso böse anzuschauen, wie sie ihn jeweils anschauten. Und an einem Morgen im Juli während dem Frühstück mit seinen Eltern hielt es Frederik nicht mehr aus. Das Backofen-Gesicht schaute ihn so hämisch an, dass Frederik seine Beherrschung verlor. Während mehreren Minuten schrie er das Gesicht im Backofen an, beleidigte und beschimpfte es. Wieso es ihn nicht einfach in Ruhe lasse, wollte er wissen. Immer und immer wieder.

An diesem Tag musste Frederik in die Klinik. Seine Eltern verstanden nicht, dass Frederik einen Streit mit dem Backofen-Gesicht hatte. Für sie sah es aus, als würde er die Luft anschreien. Denn niemand sonst schien Frederiks Gesichter zu sehen und deshalb erzählte er auch lange niemandem von ihnen.

Die Klinik war an der Nordsee. Sie gab sich alle Mühe, von aussen nicht wie eine Klinik, sondern mehr wie ein einfaches Badehotel auszusehen: Die Fassaden waren hellblau gestrichen, die Fensterrahmen strahlten in einem perfekt sauberen Weiss. Der Park um die Klinik war voller alter Trauerweiden und kleinen Salzwasserteichen. Durch ein kleines Tor hätte man direkt über die Dünen klettern und an den Strand gelangen können – das Tor war jedoch immer abgeschlossen und der Zaun zu hoch zum Drübersteigen. Frederik gehörte zu den Jüngsten, die meisten anderen Jugendlichen waren mindestens zwei Jahre älter als er. Es waren viele. Manche waren leise und wollten am liebsten ganz alleine sein, andere waren laut, schlugen um sich.

Und da war Ina. Ina behauptete von sich selbst, schon mehr als zehn Jahre in der Klinik zu sein, und manchmal durfte sie deshalb mit ihrem Therapeuten in die Stadt fahren, um einzukaufen. Frederik mochte sie eigentlich nicht. Sie redete ihm zu viel, zu laut und zu viel Unwahres, war im Gegensatz zu ihm bei allen beliebt, auch bei den Angestellten der Klinik. Er war neidisch darauf, dass sie so selbstsicher war, dass es ihr völlig egal zu sein schien, ihr halbes Leben in einer Klinik verbracht zu haben. Ausserdem verstand Frederik nie, wieso Ina überhaupt in der Klinik war. Für ihn machte sie einen sehr gesunden Eindruck. Sie rauchte vielleicht etwas zu viel und war manchmal sehr impulsiv, aber ansonsten konnte er bei ihr nichts Ungewöhnliches ausmachen.

Frederik war trotzdem nahezu ständig bei Ina. Irgendwas an ihr fand er faszinierend. Sie war so anders als er, dass ihm manchmal fast unangenehm dabei wurde, und trotzdem wäre er gerne ein kleines Stück wie sie gewesen. Er sass neben ihr beim Essen und hörte ihr zu, brachte nach den Mahlzeiten ihr Geschirr mit seinem in die Küche und er log für sie, wenn sie von ihren Ausflügen zu spät nach Hause kam. Sie fragte ihn nie, wieso er in der Klinik war, sie fragte ihn kaum je etwas direkt. «Wenn du mir was sagen willst, musst du schon selbst den Mund aufmachen», sagte sie zu ihm bei einem ihrer langen Spaziergänge durch den Park. Frederik kam das gerade recht. Er hatte eh keine Lust mit irgendeiner Person in dieser Klinik zu sprechen. Manche Sitzungen bei seiner Psychologin verbrachte er einfach damit, schweigend aus dem Fenster zu schauen und zu warten, bis die Zeit um war.

Nach einem halben Jahr wurde Frederik entlassen. Zum Abschied bekam er Blumen und durfte am Abend vor seiner Abreise drei Desserts essen. Ina schenkte ihm zum Abschied ein Foto von ihnen. Und sie schrie ihn an. Sie war wütend, dass er sie alleine liess, wie egoistisch er doch sei, einfach ohne sie wegzugehen, sagte sie. Frederik war froh, wieder nach Hause zu können. Die Gesichter waren nicht weg, nein, sie waren genauso präsent wie vor der Klinik. Er lernte jedoch, den beobachtenden Augenpaaren standzuhalten. Er wollte sie nicht mehr anschreien und auch nicht mehr mit ihnen befreundet sein. «Lass die doch glotzen», sagte Ina einmal zu ihm, als sie zusammen nur in Unterwäsche in einen der Salzwasserteiche gesprungen waren. Sie meinte damit die anderen Jugendlichen und nicht Frederiks Gesichter, doch dieser wiederholte Inas Worte mehrmals, murmelte sie wie ein Mantra vor sich her. Wenn Ina die glotzenden Jugendlichen egal sein konnten, dann konnten Frederik auch die glotzenden Gesichter egal sein. Und als sie ihm nicht egal wurden, senkte er seine Ansprüche. Er wollte einfach mit ihnen leben können. So fing er an, zur Ablenkung Naturzeitschriften zu lesen.

Anfang der Woche hat Frederik die Todesanzeige einer Ina Kamińska in der Zeitung gesehen. Sie hatte ihm nie ihren Nachnamen gesagt, doch Frederik erkannte sie am kleinen Bild in der Anzeige. Er hatte zuvor über siebzehn Jahre lang nicht mehr an Ina gedacht, sie und seine Zeit in der Klinik einfach aus seinen Gedanken verdrängt. Er hat sich nie überlegt, was wohl aus ihr geworden ist, ob sie noch immer in der Klinik ist, ob sie mittlerweile im Meer baden gehen kann, wann immer sie will. Häufig hatte sie gesagt, wie unnötig es doch sei, eine Klinik direkt ans Meer zu bauen und dann das Tor zum Meer für alle zu verschliessen.

Doch als er den kurzen Text der Todesanzeige las, waren all die lange aus seinem Kopf verbannten Erinnerungen an Ina wieder präsent. Die mit Narben übersäten Arme, die sie immer unter ihrem Pullover zu verstecken versuchte, und daran, dass ihre Zimmertür als einzige über Nacht immer von aussen abgeschlossen wurde. An Dinge, die er als Kind zwar gesehen und aufgenommen hatte, über die er jedoch später nie weiter nachdachte. Er schämte sich dafür,

ihre Krankheit nicht ernst genommen zu haben. Er hat Ina nie besucht, er hat nicht angerufen, ihr noch nicht mal eine Postkarte geschrieben. Er hat sie alleine gelassen und nun ist sie tot.

Frederik zuckt zusammen. «Friedhof, Endstation».

Niemand spricht an der Beerdigung mit ihm, alle scheinen einfach zu akzeptieren, dass sich ein für sie fremder Mann mit einem kleinen Strauss Margeriten in der Hand unter die kleine Gruppe gesellt. Inas Lieblingsblumen. Frederik starrt den kleinen, unscheinbaren Grabstein an und nimmt nichts auf, was um ihn herum passiert. Nicht einmal, dass ihm unaufhörlich Tränen übers Gesicht laufen. In diesem Moment fühlt er sich zum ersten Mal seit langer Zeit nicht beobachtet. Er fühlt sich einsam.

## Leandro

Leandro sitzt im Zug von Wien nach Salzburg. Der Zug ist voll, doch er hat einen reservierten Platz am Fenster, weshalb er sich nicht unter die vielen suchenden Menschen im Gang drängen muss. Er sitzt schon seit geraumer Zeit angespannt auf seinem Sitz und wartet auf die Abfahrt. Nervös tippelt er mit seinen Fingern auf die Oberfläche des Klapp Tischchens in seinem Zugabteil, bis die Frau, die ihm gegenüber sitzt, empört hüstelt und ihm einen genervten Blick zuwirft. Entschuldigend lächelt er ihr zu.

Der Zug ist mittlerweile losgefahren und Leandro versucht sich abzulenken, indem er gebannt aus dem Fenster starrt. Strommasten zählen, das sollte helfen. Noch nicht einmal ein Dutzend hat er gezählt, als er die Tätigkeit auch schon wieder aufgeben muss. Die Masten rauschen einfach zu schnell an ihm vorbei und lassen ihn mit seiner Nervosität alleine. Auf diese Situation ist Leandro jedoch gut vorbereitet: Er schraubt seine mitgebrachte Thermosflasche auf und nimmt daraus einen grossen Schluck Baldriantee, lehnt sich in seinem Sitz zurück und versucht, sich mit nun geschlossenen Augen zu entspannen.

Leandro hasst den Geschmack von Baldriantee. Diese würzige Bitterkeit. Als er früher als Kind so schrecklich aufgeregt war, mischte ihm seine Mutter beim Frühstück Baldriantropfen in die Schokoladenmilch, in der Hoffnung, dass er sich durch die Wirkung etwas beruhigen würde. Zum Beispiel an seinem ersten Schultag im August zweitausendsechs. Leandro merkte schon nach dem ersten Schluck, dass die Schokoladenmilch anders schmeckte als sonst und weigerte sich sofort, auch noch einen Tropfen mehr davon zu trinken. Nach vier Stunden in der Schule musste ihn seine Mutter nach einem Anruf des Klassenlehrers wieder abholen, da Leandro «mit seinem ständigen Rumgehampel die ganze Klasse terrorisiert». In dieser Art ging das seine ganze Kindheit bis heute weiter: Ist Leandro nervös oder aufgeregt, muss er seine Nervosität irgendwie ausdrücken, dies meist in Form von ausgiebigem Zittern und Zappeln. Doch mittlerweile greift er in solchen Situationen gerne auf den eigentlich ungeliebten Tee zurück und vertraut darauf, dass seine Mutter mit dessen Wirkung Recht behält.

In Linz, als sich der Baldriantee langsam, aber sicher dem Ende zuneigt, packt Leandro sein Picknick aus. Schon am Vortag hat er es vorbereitet und betrachtet nun stolz sein Werk. Geschälte Snackgurken und Kirschtomaten von seinem Balkon, getrocknete Apfelringe, frische Erdbeeren. Ausserdem hat Leandro gestern Abend Minicroissants gebacken und sich dazu einen kleinen Dipp aus Sojajoghurt und Kräutern gemacht. Alles liegt nun vor ihm, fein säuberlich und separat in wiederverwendbaren Plastiktütchen verpackt, der Dipp in eine kleine Glasflasche abgefüllt. Bevor er sich über die Leckereien hermacht, säubert er seine Hände und das Zugs Tischchen mit Desinfektionstüchern.

So mag es er am liebsten. Sauber und ordentlich. Ja klar, wer mag es nicht sauber und ordentlich, aber Leandro mag nicht nur den Zustand der Sauberkeit und Ordnung. Er mag vor allem den Weg dahin. Er liebt es, Dinge zu putzen und zu organisieren. Die Küche in seiner Wohngemeinschaft hat er zwei Tage nach Einzug ausgeräumt, ausgemistet und alles etikettiert, damit jede Person im Haushalt genau weiss, wo sie was zu versorgen hat. Seine zwei Mitbewohner nennen ihn seit diesem Tag «die Marie Kondo von Wien» und Leandro hat diesem Spitznamen absolut nichts entgegenzusetzen.

Er schaut sich Dokumentationen auf Netflix übers Dekorieren und Ausmisten an und setzt das Gesehene dann in seinen eigenen vier Wänden um. So bringt er die Ordnung in sein Zuhause, die ihm in seinem restlichen Leben momentan fehlt. Leandro hat gerade seinen Job verloren.

Er hat in einem kleinen Startup für Onlineversand gearbeitet. Sein Chef teilte ihm jedoch vor einigen Wochen mit, dass das Unternehmen Liquiditätsprobleme habe und deshalb seinen Lohn nicht mehr bezahlen könne und sich Leandro doch bitte nach einer neuen Stelle umschauen solle. Das Ganze brachte er nicht so rüber, als würde es ihm leidtun, vielmehr klang er so, als würde er Leandro von einer ganz tollen neuen Möglichkeit erzählen – als hätte er den Hauptgewinn in einem internen Wettbewerb gewonnen. Den Wettbewerb für den entbehrlichsten Mitarbeiter. Das traf Leandro wie ein Schlag ins Gesicht. Er fühlte sich nutzlos und austauschbar.

Jetzt ist er auf dem Weg zu seiner Mutter, um sie um Geld zu bitten. Leandro hat kaum Ersparnisse und weiss nicht, wie er die nächste Miete bezahlen soll. Die ganze Sache ist ihm hochgradig unangenehm. Er hat kein enges Verhältnis zu seiner Mutter. Der Gedanke, ihr mit diesem Anliegen unter die Augen zu treten, macht ihn so nervös, dass er aufstehen und einmal im Zugwagen hin und wieder zurückgehen muss. Seine Mutter lebt eisern nach dem Motto, dass man eine Sache zu Ende bringen soll, hat man sie einmal angefangen. Sie ist und war sich immer sicher, was sie will, hat stets alle Hebel in Bewegung gesetzt, um ihre Ziele zu erreichen. Leandro ist nicht so. Er hat keine Ahnung, was er genau von seinem Leben will und wo er in zehn Jahren stehen wird. Er würde sein Leben gerne planen und organisieren, doch es gelingt ihm nicht. Seine Geldsorgen lassen sich nicht so einfach fein säuberlich in Plastiktüten verpacken und mit einem Zippverschluss wegschliessen. Wohl oder übel muss er sich nun seinem Problem stellen. Er muss sich seiner Mutter stellen. Seine Mutter hat einen ganz bestimmten Blick, mit dem sie die ihr gegenüberstehende Personen betrachtet. Es ist ein urteilender Blick, unter dem man sich klein und machtlos fühlt. Leandro hat Angst, dass ihn unter ihrem Blick der Mut verlässt, sie um Geld zu bitten, und dass die ganze Reise, die ganze Aufregung umsonst gewesen war.

Nach seinem kleinen Ausflug durch den Zugwagen setzt sich Leandro wieder an seinen Platz. Er spürt die leicht irritierten Blicke der anderen Personen im Zug auf sich, doch davon lässt er sich nicht ablenken. Er muss an das Spiel denken, das er mit seiner Schwester immer spielt. «Unsichtbarsein», heisst es. Ziel ist es, durch eine Menschenmenge zu gehen, ohne Blicke auf sich zu ziehen. Seine Schwester hat dieses Spiel absolut perfektioniert, während er jedes Mal scheitert. Egal, wo er ist, Leandro wird von Menschen bemerkt. Woran das liegt, weiss er nicht. Er kleidet sich nicht besonders auffällig, hat keine besonders markanten Gesichtszüge. Er würde auch von sich nicht behaupten, eine wirklich auffallende Ausstrahlung zu haben. Seine Schwester vermutet, dass es an seiner nervösen Aura liegt, doch Leandro glaubt nicht an solche Dinge. Trotzdem hat er sich mittlerweile daran gewöhnt, überall bemerkt zu werden. Betritt er einen Raum, halten die meisten kurz inne, um sich nach ihm umzusehen.

Durch die Lautsprecher wird der nächste und letzte Halt des Zuges angekündigt: Salzburg. Leandro packt all seinen übriggebliebenen Proviant zurück in seinen Rucksack und platziert diesen für die letzten verbleibenden Minuten auf seinem Schoss. Die Aussenwelt bewegt sich immer langsamer an ihm vorbei. Mit einem lauten Quietschen kommt der Zug im Bahnhof schliesslich zum Stehen. Leandro atmet einmal tief durch, steht auf und reiht sich in die Schlange ein, die sich in Richtung Ausgang bewegt. Durch die offene Wagentür sieht er schon früh seine Mutter auf dem Bahnsteig auf einer Bank sitzen. Sie hat einen ernsten Gesichtsausdruck, ihr Blick ist fest auf Leandro gerichtet. Dieser ballt seine Hände zu Fäusten, damit sie nicht so zittern, lächelt der Frau hinter sich entschuldigend zu, weil er so lange stehen geblieben ist, und steigt dann aus dem Zug.



## Antonia

Antonia verlässt frustriert das grosse Bürogebäude, in welchem sich die meisten Räumlichkeiten ihrer Firma befinden. Sie öffnet den obersten Knopf ihrer Bluse, die etwas nass geschwitzt ist und deshalb unangenehm am Körper klebt. Es ist ein warmer Sommerabend und Antonia beschliesst, zu Fuss nach Hause zu gehen, anstatt die Strassenbahn zu nehmen. Sie hat das Gefühl, ein bisschen Bewegung würde ihr guttun. Den ganzen Tag hat sie diesem Moment entgegengefiebert. Nach fast zehn Stunden in einem klimatisierten und grell erleuchteten Gebäude jetzt endlich einen warmen Wind im Gesicht spüren – Antonia atmet durch.

Antonia ist die beste Immobilienmaklerin ihrer Firma. Sie hat ihre Arbeit absolut perfektioniert. Nett lächeln, unschuldig blinzeln, sich der reichen Kundschaft unterordnen. Sie weiss, wann sie sich mit ihren Ellbogen vorkämpfen und wann sie sich vornehm zurücknehmen muss. Drei Liegenschaften im zweistelligen Millionenwert hat sie nur heute verkauft. Antonia spürt, wie sie vor allem von jüngeren Maklerinnen bewundernd angeschaut wird. Sie ist das Aushängeschild des Konzerns. Das Musterbeispiel einer Frau, die Karriere macht, glücklich ist, ihr Leben unter Kontrolle hat.

Antonia hasst es. Sie hasst es, sich unterzuordnen, hasst es, jeden Tag in dieses schreckliche Büro zu kommen und sich gegen ältere Kollegen durchsetzen zu müssen, denen alles viel einfacher zuzufallen scheint. Antonia fällt nichts einfach zu. Seit sieben Jahren lebt sie in dieser Stadt und seither war jeder Tag ein Kampf. Ein Kampf um Anerkennung, Respekt und Erfolg. Am liebsten würde Antonia nie mehr zur Arbeit gehen, am liebsten würde sie diese Stadt verlassen und zwar für immer. Doch das kann sie nicht. Sie schämt sich zu sehr.

Niemals könnte sie gegenüber ihrer Familie, ihren Freunden und Freundinnen zugeben, dass diese Recht hatten. Sie hatten Recht, als sie sagten, dass Antonia nicht weg sollte von zu Hause. Dass sie nie so richtig ankommen würde in der Grossstadt. Antonia wollte nicht hören. Sie war überzeugt davon, mehr erreichen zu müssen, als ihr Leben lang in einem Weiler in der Lombardei Oliven zu ernten und in der örtlichen Olivenölproduktion zu helfen. Insgeheim verhöhnte sie die alten Menschen, die schon seit ihrer Geburt im Dorf lebten, wegen ihres langweiligen Lebens. Sie wollte in die Stadt und dort eine grosse Karriere machen. Was auch immer das heissen mochte. Sie hatte keine Vorstellung davon. Antonia wird wehmütig, wenn sie daran denkt, wie ihre Familie mit ihren Bekannten auf dem Gutshof wohl jetzt gerade gemeinsam an einem langen Gartentisch den Abend ausklingen lässt.

Als sie an einer roten Ampel warten muss, öffnet sie ihre Haare. Ihre Kopfhaut schmerzt vom ganztägigen Tragen der engen Hochsteckfrisur und es ist ein erleichterndes Gefühl, ihre langen Haare frei über ihre Schultern fallen zu lassen. Neben ihr warten ungeduldig drei Kinder, die sofort über die Strasse rennen, als die Ampel auf Grün schaltet. Kinder, die rennen, sind etwas ganz Normales. Auch Antonia ist als Kind viel gerannt. Manchmal einfach so, um ihre überschüssige Energie loszuwerden, manchmal wenn sie mit den anderen Kindern aus dem Dorf spielte. Doch meistens ist sie weggerannt. Sobald ihr etwas nicht passte, stürmte Antonia aus dem Haus und rannte los. Wohin war ihr egal, sie wollte einfach weg und zwar so weit und so schnell wie möglich. Oft merkte sie gar nicht, wie lange sie rannte, manchmal mehrere Kilometer über die Feldwege bis ins nächste Dorf. Sie blieb nie lange von zu Hause weg, meist nur ein paar Stunden, doch diese Zeit fühlte sich für Antonia an wie die grösste Befreiung.

Erwachsene rennen nicht einfach so. Personen, die rennen und dabei keine Sportkleidung tragen, werden entweder komisch angesehen oder es wird davon ausgegangen, sie seien im Stress.

Antonia denkt sich in ihrem Alltag oft, dass sie jetzt gerne losrennen würde. Einfach aus der Sitzung rennen, nicht zurückschauen, nie mehr zurückkommen.

In wenigen Minuten wird sie zu Hause ankommen. Sie wird ihre Wohnung betreten und in ihr nichts als Dunkelheit und Einsamkeit vorfinden. Sie wird sich eine Packung Fertignudeln zubereiten, so wie eigentlich jeden Abend, weil ihr am Tag die Zeit zum Einkaufen fehlt. Ihr Esstisch ist viel zu gross für nur eine Person, weshalb sie meist auf dem Sofa isst, um sich nicht zu einsam zu fühlen. Zwischen Arbeit und Schlafen ist in Antonias Leben nur wenig Zeit übrig. Die wenigen Momente, die ihr am Abend bleiben, verbringt sie vor dem Fernseher oder an ihrem Handy. Antonia kennt kaum Menschen, sie hat sich am Anfang nicht darum bemüht, jemanden kennenzulernen, und mittlerweile fehlt ihr einfach die Kraft.

An einer flackernden Strassenlaterne zieht sie, ohne gross darüber nachzudenken, ihre Schuhe aus und setzt ihren Weg barfuss fort. Ihre Füsse sind ganz rot und etwas geschwollen nach einem ganzen Tag in engen und eigentlich zu hohen Schuhen. Es ist strenge Vorschrift, diese Schuhe zu tragen, die meisten ihrer Kolleginnen halten sich jedoch nicht daran – die Schuhe sind einfach zu unbequem. Nicht so Antonia. Sie hat die Schuhe jeden einzelnen Tag getragen, seit sie in dieser Firma arbeitet. Egal, wie rot ihre Füsse waren, wie sehr sie schmerzten und dass sie kaum mehr gehen konnte. Während sie weiter geht und über die Schuhe nachdenkt, wird sie wütend. Sie ist wütend auf sich, dass sie sich nie getraut hat, diese blöden Schuhe einfach nicht anzuziehen. Wütend, dass sie für alles zweimal so hart arbeiten musste wie ihre Kollegen. Wütend auf diese Stadt, die Antonia seit dem ersten Tag daran erinnert, wie sehr sie ihr zu Hause eigentlich liebt. Sie ist wütend, dass sie das nicht erkannt hatte, als sie noch dort gewesen war. Antonia rennt los. Das Kopfsteinpflaster ist uneben und der Gehweg schmal, weshalb sie, aus Angst umzufallen, zunächst langsam rennt. Doch je länger sie rennt, desto freier fühlt sie sich. Sie beginnt schneller zu rennen und geniesst es, wie ihr die kühlende Nachtluft ins Gesicht schlägt. Schneller, immer schneller. Die wenigen Menschen, die zu dieser Zeit noch in der Stadt unterwegs sind, schauen Antonia verwundert an, doch das ist ihr egal. Antonia will einfach nur rennen. Sie weiss nicht, wohin sie rennt oder wie lange sie noch rennen will. Denn zum ersten Mal seit langer Zeit hört Antonia auf zu denken. In diesem Moment genügt es ihr völlig, einfach zu rennen.